

nur ein kleiner Beitrag zur Erforschung jener Zeit, der auf recht schmaler Grundlage steht. Die Entwicklung im einzelnen ist nicht zu erkennen.

Die Arbeit selbst baut sich folgendermassen auf: Der erste Teil untersucht den Hauptsatz, der zweite den Nebensatz; jener gliedert sich nochmals in zwei Abschnitte; S. 1—70 wird die Stellung der finiten Verbalformen behandelt, es werden die verschiedenen Satzarten und Stellungstypen durchgesprochen; S. 71—112 wird der Stellung der Nominalformen im Hauptsatz gewidmet. Und dies ist die eine Hälfte der Hauptfrage, um die es sich dreht, und die lautet: wie entwickelt sich die Endstellung des Verbs, und zwar die der Nominalform im Hauptsatz, die des finiten Verbums im Nebensatz<sup>1</sup>? und es beschäftigt sich mit dieser 2. Hälfte der Frage der ganze Rest des Buches (S. 113—202). Ein Urkundenverzeichnis sowie ein Register der Belegstellen beschliessen das Buch — diese sind aus dem Text selbst weggelassen, „um die abstumpfende Wirkung, die Zahlen und Tabellen ausüben, zu mildern“; infolgedessen hat aber der Nachprüfende die grössten Schwierigkeiten, da nicht einmal Verweise angebracht sind —, einige Bemerkungen über frühere Arbeiten<sup>2</sup>) und über das benützte Material sind dem Ganzen vorausgeschickt.

Gegenüber den zugrundegelegten Quellen wären vor allem Bedenken zu äussern; das führt hier zu weit. Nur soviel: Für die beiden wichtigsten Abschnitte (die Endstellung des Verbs betreffend) geht H. jedesmal von den Urkunden aus und fügt dann die Belege aus Faust und Eulenspiegel bei, denen er in den meisten Fällen noch die aus einigen anderen kleineren Denkmälern des 16. Jahrh. zugesellt; der erste Teil (S. 1—70) ist sogar nur auf Eulenspiegel und Faust aufgebaut. Dass diese Auswahl zu eng ist, dürfte einleuchten: statt der sämtlichen Belege aus Eulenspiegel und Faust wären kleinere Stichproben, dafür aber aus möglichst vielen verschiedenen Quellen viel wertvoller; besonders müsste auch das 15. Jahrh. berücksichtigt werden. Hs. Auswahl ist aber auch nicht einmal praktisch (als Zeugen für volkstümliche Literatur hätte man bessere, als gerade das Faustbuch finden können) und recht willkürlich: ein Vergleich von jeweils zwei anderen Denkmälern kann ganz andere Ergebnisse haben: der örtlichen Verschiedenheit müsste starke Beachtung geschenkt werden; die Persönlichkeit des Verfassers, Vorbild und Quelle wären in jedem Falle zu berücksichtigen. Auch sind in den Urkunden z. B. die verschiedenen Zeiten ganz ungleichmässig vertreten<sup>3</sup>.

Ein zweiter, grundsätzlicher Einwand, den ich aber ebenfalls aus Raumangel hier nicht ganz ausführen kann, betrifft die Tatsache, dass H. dazu neigt, zwischen seinen frühhd. Belegen und gewissen germanischen Verhältnissen (die er in kurzen Bemerkungen vor den einzelnen Abschnitten streift) ohne weiteres direkte Beziehungen anzunehmen. Besonders lehne ich seine Vermutungen über die Anfangsstellung des Verbs (S. 45—46) und die Endstellung der Nominalformen im Hauptsatz (S. 108—109) als Fort-

<sup>1</sup> Die Stellung des finiten Verbums am Ende des H. S. streift H. nur kurz; gerade die Entwicklung dieser Stellung zu verfolgen, wäre sehr interessant.

<sup>2</sup> Entgangen sind H. vor allem Frankes 3. Band der Schriftspr. Luthers, sowie die Arbeiten von Teudeloff und Brodführer, die zur Wortstellung der vorlutherischen Bibel Wesentliches bieten.

<sup>3</sup> Der Aeusserer von J. Ries, dass die Auswahl der Quellen „verständlich und sachgemäss“ sei (A. f. d. A. 61, 118), kann ich also nicht zustimmen.

setzungen germanischer Typen ab<sup>1</sup>. Im Zusammenhang mit der letztgenannten Behauptung Hs. (dass die Endstellung der Nominalformen im Hauptsatz das Alte sei) steht dann sein Haupt- und Schlussergebnis, in dem er allerdings zunächst die von O. Behaghel ausgesprochene Vermutung, dass die Endstellung unter lateinischem Einfluss festgeworden sei, aus seinem Material bestätigt. Aber dann lehnt er gerade im Gegensatz zu Behaghel nicht die Endstellung der Normalformen im Hauptsatz an den Nebensatz an; sondern er macht es umgekehrt; das lateinische Vorbild genügt für den Nebensatz nicht: die im Hauptsatz aus germanischer Zeit vorhandene Neigung zur Endstellung hat vielmehr ihrerseits den Nebensatz beeinflusst und zur endgültigen Wirkung des lateinischen Einflusses mitgeholfen. Da die Verknüpfung mit dem Germanischen einfach nicht zu den Tatsachen stimmt, fällt diese ganze Hypothese, und es wird vorläufig bei Behaghels Ansicht bleiben.

Im einzelnen hat jedoch H. einige recht schöne Beobachtungen gemacht. Wertvoll ist schon, dass er an dem urkundlich datierten Material die allmähliche Zunahme der Endstellung zeigt. Richtig ist ferner, dass H. wenigstens vielfach dem Rhythmus die gebührende Wichtigkeit zumisst, besonders S. 159 ff. bei Erklärung der Verhältnisse bei Hilfsverb + 2 Nominalformen. Mit Recht macht er seine Bedenken gegen die Ausführungen geltend, die Scholte, Beitr. 40, und jetzt auch in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Courasche über derartige zusammengesetzte Verbformen gemacht hat: . . . *gehört ist worden* ist durchaus nicht gekünstelt, sondern (und gerade auch in hessischer Mundart) das natürliche, dem Rhythmus entsprechende. Gut ist Hs. Erklärung (S. 129), dass *werden* deshalb wenig in der „Ausnahmestellung“ (d. h. nicht am Ende) vorkommt, weil die Verbindungen mit *werden* verhältnismässig jung sind. Richtig sind schliesslich noch Einzelheiten, z. B. dass H. die S. 42 aufgeführten Belege aus Eulenspiegel als nur scheinbare Endstellungen fasst.

An Fehlern im einzelnen möchte ich doch noch zwei richtig stellen: Ein arger Schnitzer ist, wenn H. die Eulenspiegelstelle 96, 19 *mir seint daz wol gewont* mühsam mit „logischem“ Subjekt usw. zu erklären sucht: *mir* ist aber wie noch in vielen lebenden Maa = *wir*! Und sicher falsch ist es auch, wenn H. auf S. 193 mit lateinischem Einfluss arbeitet; es handelt sich hier aber um die „Fernstellung zusammengehöriger Glieder“, ein rhythmisches Gesetz wiederum, dessen Formulierung wir O. Behaghel verdanken (I. F. 31, 377). Die Nichtkenntnis dieses Aufsatzes macht sich auch schon S. 35 und 37 bemerkbar.

Im ganzen ist festzustellen, dass die Erforschung der Wortstellungsverhältnisse in der Uebergangszeit auf viel breiterer Grundlage nochmals zu unternehmen ist, wobei dann allerdings Hs. Material besonders das aus den Urkunden sowie verschiedene seiner Vermutungen und Gesichtspunkte eine wertvolle Hilfe sein werden.

Giessen.

F. Maurer.

H. Grimme, *Plattdeutsche Mundarten*. Vierte, durchgesehene Auflage. Sammlung Göschen. 1922. 152 S. 8<sup>o</sup>.

Das Wort „durchgesehen“ bezieht sich darauf, dass die mehrfach Anstoss gewährende Einleitung des an sich sehr

<sup>1</sup> Zur Anfangsstellung des Verbs vgl. meinen Aufsatz in der Festschrift für Otto Behaghel, Heidelberg, Winter. S. 141 ff.

dankenswerten Büchleins durch eine neue ersetzt worden ist aus der Feder von Th. Baader, die den neueren Anschauungen auf dem Gebiete der Mundartenforschung Rechnung trägt. Die Verkehrtheiten der syntaktischen Bemerkungen, die ich Litbl. 1914, 283 herausgehoben habe, sind ruhig stehen geblieben.

Giessen.

O. Behaghel.

**Altsächsisch. Heliand, Genesis und kleinere Denkmäler in erläuterten Textproben mit sprachlich-sachlicher Einführung** von Otto Basler. Freiburg, Wagner 1923. 228 S. 8.

Eine mit Geschick, Sachkenntnis und selbständigem Urteil hergestellte Auswahl, die zugleich ziemlich ausführlich die Geschichte der Heliandforschung gibt, von den Handschriften, der Heimat des Heliand und allen anderen literarischen Fragen handelt, die an Heliand und Genesis sich anschließen, auch eine ganz kurze Uebersicht der as. Grammatik bietet. Ich möchte dennoch die Schrift meinen Schülern nicht in die Hand geben; sie ist gar zu sehr ad usum delphini gemacht, macht es dem Lernenden allzu bequem. Und bei den kleineren Denkmälern ist der Benutzer völlig ratlos, da hier keine fortlaufenden erläuternden Anmerkungen vorhanden sind und es an einem Glossar fehlt.

Dass Hrabans Kommentar einen sicheren Terminus post quem biete, ist bekanntlich bestritten. Die Gründe, die Basler für Corvey ins Feld führt als Heimat des Heliand, sind nicht irgendwie entscheidend, dass mit Kluge das Hildebrandslied ins Moselfränkische zu setzen sei, ebenso zweifelhaft. Die von Basler gebilligte Anschauung Kocks, wonach *gomean* Hel. 388 *nomen agentis* wäre, ist unmöglich, denn *astar felde* könnte dazu nicht attributiv sein.

Giessen.

O. Behaghel.

**Karl Julius Holzknecht, Literary Patronage in the Middle Ages.** Philadelphia 1923. 258 S. (Dissertation.)

Das überaus reizvolle Thema behandelt Verf. in weit ausgreifender und gut orientierter Darstellung in zwölf Kapiteln. Die wesentlichsten Gesichtspunkte sind dabei m. E. folgende vier: die Tradition, die Gründe, die Arten und die Aeusserungen des literarischen Gönnerums.

Zunächst wird (Kap. I—III, wozu Kap. XII mit der Aufführung der wichtigsten englischen Gönner den Abschluss bildet) die fortlaufende Linie von der Antike bis zur Renaissance geschildert. Die im Augustus-Zeitalter blühende Gönnerschaft lockert sich im Mittelalter, wird sporadisch und unsicher, zeigt sich aber bei Scôp, Skalde, Barde, Minstrel und dann bei Troubadour, Trouvère und Minnesänger, bis zu Ende des Mittelalters die Einrichtung wieder fest gegründet ist, woraus die nächste Blütezeit in der Renaissance und das Amt des Poeta Laureatus erwächst.

Zum zweiten werden die Gründe erörtert (hauptsächlich in Kap. IV und teilweise in Kap. V)<sup>1</sup>. Voraus-

<sup>1</sup> In den folgenden Kapiteln verfährt Verf. nicht mehr chronologisch, indem fortwährend zum Vergleich auf Antike zurück- und auf Renaissance vorgegriffen wird. Hat das einerseits etwas Störendes, besonders bei der Fülle der vorgebrachten Details, so dient es andererseits dazu, die fortlaufende und eigentlich nie ganz abgerissene Tradition stets gegenwärtig zu halten.

setzung für das Zustandekommen des Gönnerums ist individuelle Schätzung der Literatur, und der geeignetste Boden, auf dem es gedeiht, ist eine Gesellschaft aristokratischer Struktur. Im Mittelalter kommen dann besondere Gründe, hauptsächlich ökonomischer Art, hinzu, die die Institution geradezu zur Notwendigkeit machen. Literatur war im Mittelalter nicht Beruf, sondern Nebenbeschäftigung. Ein Schriftsteller, der keinen oder keinen einträglichen anderen Beruf hatte, war auf den Gönner angewiesen, der ja auch die Rolle des späteren Verlegers spielen musste und für die Verbreitung des Werks ausschlaggebend war. Dazu kommt, dass sich — teilweise allerdings durch diese Verhältnisse selbst bedingt — das mittelalterliche Werk nur an einen kleinen Kreis, eine Koterie, wendet. Erst der Buchdruck, der ermöglichte, dass das Publikum in die Stelle des früheren Gönners rückte, änderte das. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass alle mittelalterlichen Werke des Gönners bedurften, religiöse Werke konnten um der Gemeinde willen geschrieben sein, enzyklopädische sich an die Nachwelt wenden, und historische verzichteten oft auf den Patron, um dem Verdacht der Parteilichkeit zu entgehen.

Der dritte von mir hervorgehobene Punkt (hauptsächlich in Kap. VI behandelt) betrifft die Arten der Gönnerschaft. Eine lange Tradition zeigt uns den Gönner als direkten Auftraggeber, wozu ihn verschiedene Gründe egoistischer oder altruistischer Art veranlassen konnten. Dabei findet sich schon im Mittelalter die (antike) Auffassung, die in der Renaissance dann wieder besonderen Nachdruck erhält, dass der Dichter der Gebende ist, indem nicht der Patron ihm, sondern das Werk durch die Nennung des Namens dem Schutzherrn Unsterblichkeit verleiht. In der Zeit Caxtons und der ersten Drucker steigern sich die Aufträge, und gerade diese Art des dem Dichter erteilten Auftrags leitet zur Berufsdichtung über. Lydgate steht schon auf der Grenzlinie.

Als vierten Punkt nannte ich die Aeusserungen, in denen sich das Verhältnis zum Gönner ausspricht (Kap. VII—XI). Dabei kommt der Epilog zur Sprache mit der gemeinmittelalterlichen Formel „Go little book . . .“, die sich schon aus der Antike herleitet und in der Renaissance dann zum förmlichen Bettelbrief auswächst. Dann wird die Widmung besprochen, die neben gelegentlichem Ausdruck der Wertschätzung im Mittelalter zumeist auf eine lohnbeanspruchende Lobhudelei hinausläuft und, da auch das sich nur mangelhaft bezahlt machte, zur sukzessiven Widmung an mehrere führte. Während der Brauch der Widmung sich weiter hielt und in späterer Zeit wieder in edlere Formen einlenkte, hat die Schenkung im Mittelalter ihr Ende gefunden, und zwar deshalb, weil solche Schenkung die Veröffentlichung des Werks bedeutete und nach Einrichtung des Buchdrucks häufig wurde. Interessant ist die Anweisung, die Hoccleve im Regiment of Princes für den gesamten Bereich der unter diesem Punkt erörterten Fragen gibt.

Die m. E. bedeutsamste Frage nach der Bedeutung des Gönnerums für die Literatur, die Frage: Wie werden Form und Gehalt der Literatur durch das Gönnerum beeinflusst, kommt leider nicht zusammenfassend und nicht genügend zur Erörterung. Man muss sich das aus einzelnen Bemerkungen in verschiedenen